

Es ist nun nicht jedermanns Sache, den Stand der freiwilligen Armut im Kloster zu wählen. Denn dazu gehört ein eigener Beruf. Daß er aber möglich ist, und daß sich so viele dabei glücklich fühlen, beweist die Erfahrung. Und auch das müssen wir hinzufügen: Die Existenz einer freiwilligen Verzichtleistung auf den Genuß der Güter dieser Welt bedeutet einen unermesslichen geistigen Gewinn für die in der Welt Lebenden. Denn sie zeigt, daß Geld und Gut und Genuß nicht das Höchste hienieden ist, sondern daß es noch höhere Güter gibt. Die Existenz der Klöster mit ihrem so hochherzig geübten Verzicht bedeutet also eine stille, aber eindringliche Mahnung, sich nicht gänzlich in die irdischen Güter zu vergraben, sondern auch die Jenseitsgüter zu pflegen.

Damit kommen wir zu einem Vorschlag, der für die Mehrheit akzeptabel ist. Denke öfters nach über den tatsächlichen Wert von Geld und Gut. Der Geschäftsmann, der im Sinne hat, sich an irgend einem Unternehmen zu beteiligen, läßt sich von einem Kundigen eine Rentabilitätsrechnung aufstellen, woraus zu ersehen ist, ob das Unternehmen eine gesunde Unterlage hat und wieviel Prozent herauskommen. Darnach bemißt er seine Beteiligung. Bei dem Geschäft, das wir alle mit dem Himmel und der Erde machen müssen, handelt es sich um sehr hohe Werte, die da in Frage kommen. Wir müssen deshalb alle wissen, wie hoch diese Werte stehen, was für einen Wert die irdischen Dinge und was für einen Wert die jenseitigen Dinge haben. Der Priester ist es hauptsächlich, der im Namen Gottes von der Kanzel, im Beichtstuhl, oder bei sonstigen Gelegenheiten den Wert oder Unwert dieser Dinge auseinanderlegt. Höre also auf diese Belehrung. Oder du hast einmal die außerordentliche Gnade, bei Gelegenheit von Exerzitien oder einer Volksmission in besonders lichtvollen Ausführungen über den wahren Wert irdischer Güter aufgeklärt zu werden. Laß dich dann von der Gnade führen und präge dir die Wichtigkeit der Dinge dieser Welt und den hohen Wert der Dinge, die nach oben zielen, recht tief in die Seele ein, daß du nimmer dessen vergiffest. Oder du bist Zeuge, wie ein Reicher, Mächtiger dieser Erde zur letzten Ruhe bestattet wird. Schau dir genau an, was er hinterläßt, und was er in die Ewigkeit mitnimmt, und darnach bemiß den Wert der zeitlichen und der ewigen Dinge.

„Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet! Oder was kann der Mensch geben, um seine Seele wieder einzutauschen!“ (Mt. 16, 26.)

4. Wir stehen vor der Karwoche, das ist die Woche, die uns unsern Heiland in seiner tiefsten Schmach und Erniedrigung zeigt. Jesus hängt am Kreuze, von allem entblößt und beraubt, was die Menschen hochschätzen. Sogar seine Kleider hat man ihm genommen und unter die Soldaten verteilt. Warum hat er diese Beraubung zugelassen? Weil er nicht an diesen Dingen hängt, weil er uns an die Unbeständigkeit irdischen Besitzes erinnern will und an die Pinfälligkeit und Eitelkeit der Güter dieser Welt, weil er uns also zeigen will, unser Herz von diesen Dingen loszuschälen.

O Jesus, der du, am Kreuze hängend, sehen mußt, wie die Denker deine Kleider unter sich verteilten, lehre uns, jede ungeordnete Anhänglichkeit an das Irdische aufzugeben und nur nach dem zu trachten, was Bestand und Wert hat in deinen Augen. Amen.

2750

Der hl. Franz von Paula — ein Leben in Demut und Strenge

(2. April.)

Wer der Größere unter euch ist, werde wie der Kleinere, und wer der Oberste ist, wie der Diener. Luth. 22, 26.

Zu Paolo, einem Städtchen Kalabriens, wohnen zu Anfang des 15. Jahrhunderts zwei einfache Eheleute, die so gern wenigstens ein Kind für den Himmel erzogen hätten. Sie beteten viel zur Gottesmutter und dem hl. Franziskus von

Assisi und wurden endlich, als sie schon betagt waren, erhört; es wurde ihnen 1416 ein Sohn geboren, der aber auf einem Auge blind war. Die Mutter gelobte, der Sohn solle ein Nahr das Kleid des Armen von Assisi tragen, wenn er geneset. Das kranke Auge ward sogleich gesund, und zum Danke wurde der Kleine Franz genannt.

Franz zeigte schon früh, daß er ein Kind der Gnade sei. Voll Freuden wartete er auf den Tag, wo die Ausführung des Gelübdes, das die Mutter gemacht, beginnen sollte. Mit dreizehn Jahren brachten ihn die Eltern in das nahe Franziskanerkloster S. Marco, wo er die Kleider der Franziskaner erhielt; aber nicht wie zum Spiele trug er das Ordensgewand. Wie ein wirklicher Mönch erfüllte er in großem Ernste alle Pflichten, so daß er selbst ergrauten Brüdern wie ein Muster vorkam. Nach Ablauf des Jahres machte er mit den Eltern eine Wallfahrt nach Rom und Assisi und zog sich dann in eine Höhle bei Paolo zurück, wo er ein strenges Einsiedlerleben führte. Sechs Jahre lebte er hier von den Kräutern des Feldes und Wasser, schloß er auf dem nackten Boden, und auch diese Ruhe beschränkte er aufs Notwendigste.

Der Ruf dieses strengen Lebens schredte die Menschen nicht ab, im Gegenteil, von allen Seiten kamen Heilsbegierige, die sich freudig dem erst Zwanzigjährigen unterstellen wollten. Die Menge forderte ein geordnetes Klosterleben, sollte die Bewegung nicht ausarten. Die Bewohner von Paolo stellten gern die Mittel zur Verfügung. Papst Sixtus der Vierte gab die Erlaubnis zur Eröffnung eines Probenhauses, damit war der Anfang eines neuen Ordens gemacht. Außer den drei gewöhnlichen Gelübden: der Armut, des Gehorsams und der Keuschheit, versprach Franz und die Seinen ein stetes Fasten, und nicht nur die Fleischspeisen waren von ihrer Küche ausgeschlossen, auch Eier, Milch- und Mehlspeisen.

Der Heilige nannte die Brüder, die sich um ihn sammelten, die „Mindesten“. Der Vorsteher seiner Ordensleute sollte „Korrektor“ (der Verbesserer) heißen, damit alle in tiefster Demut vor Gott wandelten. Trotz der großen Strenge, womit der hl. Franz seinen Brüdern vorausritt, war sein Gesicht rösig, seine Miene freundlich und seine Rede sanft, so daß ein heiliger Friede eine frohliche Liebe stets seine Begleiter waren.

Die Lebensweise des Heiligen fand immer mehr Anklang in den weitesten Kreisen. Die Bitte, auch anderswo Häuser seines Ordens zu erbauen, wurde von vielen Seiten an ihn gestellt. So entstanden auch in Sizilien Klöster.

König Ferdinand von Neapel kam einst mit seinen beiden Söhnen mit dem Heiligen zusammen, der aber den Fürsten nicht schmeichelte, sondern ihr ärgerliches Leben ihnen ernstlich vorhielt. Darob zürnte der Landesherr dem ersten Prediger. Glende Reider steckten sich hinter ihn, so daß er einst sechzig Soldaten abordnete, die Franz vor seinen Richterstuhl nach Neapel bringen sollten, damit er sein Urteil empfangen; er habe sich nämlich gegen die Rechte des Königs verfehlt und eigenmächtig in seinem Lande Klöster errichtet. Als der Hauptmann den Heiligen in der Kirche betend antraf, fiel er, von heiligem Schauer erfaßt, vor ihm nieder und offenbarte ihm den königlichen Befehl. Dann bewirtete der Heilige die Soldaten, segnete zwei Kerzen für die Familie des Königs, sagte aber dem Hauptmann: „Welche deinem Fürsten, daß er die Strafgerichte des Herrn bald erfahren werde, wenn er sich nicht bessert.“ Der König hat den Diener Gottes fürder in Ruhe gelassen.

Franzens Ruf war auch an den Hof des Franzosenkönigs Ludwig des Elften gedrungen. Dieser Herrscher hatte die Gesetze seines Gottes, das Recht seiner Völker wenig geachtet. Als ihn dann eine tödliche Krankheit befiel, sandte er Boten an den Heiligen, die ihn an seinen Hof hüten. Franziskus ging nicht hin; auch dann nicht, als der Herrscher Spaniens ihn darum bat. Erst als der Papst es befahl, ging er willig, rebete dann aber offen mit dem stolzen Fürsten. Und als dieser auf die verschiedenste Weise es veruchte, dem Heiligen von seinen Reichümern aufzubringen, wies dieser auch die kleinste Gabe zurück

mit den ersten Worten: „Majestät, gib dieses Geld deinem Volke zurück, dem du es durch ungerechte Steuern abgepreßt hast, es klebt das Blut der Armen daran, und solches Almosen ist vor Gott ein Greuel!“ Dann zerbrach er ein Goldstück, und blutige Tropfen rannen aus dem gleißenden Metalle. Dann kündete der Heilige dem Könige den nahen Tod an. Dieser ging in sich, beweinte sein verlorenes Leben und starb in den Armen des wahrhaften Freundes.

Auch den Nachfolgern Ludwigs, Karl dem Achten und Ludwig dem Zwölften, diente Franziskus als Ratgeber, der in zeitlichen und ewigen Dingen ihnen offen die Wahrheit sagte, aber auch am Hofe der Könige der demütige, strenge Ordensmann blieb.

Er starb am Karfreitag, den 2. April 1507; Leo der Behute sprach ihm schon zwölf Jahre später heilig.

Der hl. Franziskus von Paula übte mit den Seinen eine Abtötung in seltener Strenge, die die Kirche immer von ihren Kindern verlangt hat, wenn auch den Zeiten und den Zeitumständen angepaßt: das Fasten. Nach den Worten der Hagenbränsen unterdrückt das Fasten die Laster, erhebt die Gemüter, verhilft zu Tugend und Tugendlohn. Aus diesen Gründen muß die Kirche immer für die Ausübung dieser Abtötung eintreten, die im Grunde genommen nichts anderes ist als die Befolgung des Heilandswortes: „Verleugne dich selbst!“ Wenn der Krieg auch vom Fastengebote entbindet, dann sollten die Gläubigen insofern fasten, als sie des Krieges und des Lebens Lasten mit Geduld tragen, die Pflichten, die ihnen aber so ernste Zeit auslegt, treu erfüllen — das wäre ein herrliches Fasten, von dem in Wahrheit das Wort des hl. Petrus Chrysologus gilt:

Das „Fasten ist ein Pflug der Heiligkeit, es baut die Herzen an, reißt die Sünden aus, sät die Liebe und bereitet der Anschuld eine reiche Ernte vor.“

P. S. B., O. F. M.

2000

Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(Fortsetzung.)

Die wohlwollende Liebe, ihr Wesen.

„O Mitgefühl, du Menschheitsgenius! Du bist für Seelenwunden Balsam; Du bist im Dornentranz des Leids die Liebesrose, herabgesunken von des Allerbarmers Schoße; Du bist die Träne, die des Seraphs Auge fällt, Wenn sich der Menschen Glüd in Donnerwolken hält.“ (Wechslein.)

Mit diesen Worten preiste der Dichter die Liebe insofern sie zu den sittlichen Tugenden gehört, die mitfühlende, die wohlwollende Liebe, die nach seinem Worte selbst in Engelsaugen die Träne treibt.

Diese wohlwollende Liebe, die Liebe voll zartfühlenden Mitleids, erklärt der Katechismus schlicht und bestimmt, wenn er sagt, sie bestrebe darin, daß wir allen Menschen Gutes gönnen und an Freud und Leid des Nächsten aufrichtig teilnehmen.

Diese Liebe, so ganz und gar eine Blüte des Christentums, ist das Gegenteil vom häßlichen Neide. Wenn dieser bürre, gelbe, unheimliche Geselle sich beim Unglück des Mitmenschen die Hände troh reibt, beim Glüd aber in tiefer Seele sich unglücklich fühlt, wenn er wie ein Mehltau die christliche Liebe befällt und sie im tiefsten Kerne vergiftet: dann ist die wohlwollende Liebe der Schmelz, die Blüte der heiligen Caritas; sie freut sich nach einem Worte des Apostels mit den Fröhlichen und trauert mit den Weinenden. Sie äußert sich nach einer zweifachen Richtung:

1. durch freudige Teilnahme am Wohlergehen und Glücke des Mitmenschen;

2. durch christliches, wahres Mit-
leid bei dessen Unglücke.

Die wohlwollende Liebe nimmt freudig teil
an des Nächsten Glück und Wohlergehen; sie
gönnt zunächst dem Mitmenschen sein zeitlich
Glück und Fortkommen.

Wenn der Nachbar in Ehren dasieht, wenn sich
vor seiner Schwelle alles drängt, was Achtung
und Ehre ins Haus bringt; die wohlwollende
Liebe gönnt ihm. Wenn der Nachbar in rosigem
Gesundheitsdasein steht, wenn sein Weib und seine
Kinder in gleichem blühenden Wohlergehen um
ihn sind, wenn der Wagen des Arztes vor seiner
Tür ein unbekannter ist: die wohlwollende Liebe
freut sich darüber. Wenn sein Geschäft gut geht,
wenn der eine Käufer dem anderen die Türe in
die Hand gibt, oder wenn des Nachbarn Felder
in üppigem Segen sich weit ins Land ausbreiten,
wenn der goldene Reichtum täglich, ja stündlich,
in den schweren Mehren wächst: die wohlwollende
Liebe kennt keinen Neid, im Gegenteil, sie geht
mit einem Segensspruch durch des Nachbarns
Glück. Und das tut die wohlwollende Liebe selbst
dann, wenn sie vielleicht in den Kleidern der
Armut geht — dann ist es echte Christenliebe,
wie sie der große Heilige von Assisi im Herzen
trug. Er wollte selbst nichts besitzen, da er doch
der Erstgeborene eines reichen Kaufmanns war,
aber er wollte auch haben, daß seine Brüder
neidlos durch die Welt gingen, selbst den nicht
richteten, der im Reichtume schwelgend, für die
Not seiner Brüder einen Blick habe. Franziskus
freute sich aus ehrlichem Herzen, wenn der
Nachbar, von den Schätzen eines reichen Gottes-
segens umgeben, seine Tage verbringen durfte;
er hätte nur Schmerz empfunden, wenn dieser
so Geknechte ob des Segens der Welt den Segen
für die Ewigkeit vergessen.

Doch die wohlwollende Liebe gönnt dem
Nächsten nicht nur zeitlichen Reichtum, sie sieht
auch ohne Neid auf den Reichtum, der nur
die Seele bereichert. Die wohlwollende
Liebe kennt keinen Neid, wenn sie sieht, wie der
Nachbar mit reichen Talenten ein Großer ist
auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst;
sie kennt keinen Neid, wenn sie sehen muß, wie
des Nächsten Seele leichter die Höhen der christ-
lichen Tugenden ersteigt — was sich dann in ihrer
Seele regt, ist ein Sehnen, doch auch einmal
diese Höhen betreten zu dürfen, um in alle Ewig-
keit ihrem Gotte auch näher sein zu können. Solch
eine Liebe wohnt nur in Seelen, die von dem
Geiste des Christentums ganz ergriffen und er-
füllt sind. Wer die Seelen, die sie erfüllt, be-
wohnt dann auch ein seliger Friede, ein Friede,
der den Schein des Himmels, wo kein Neid sein
darf, an sich trägt. Seelen, die solche Liebe hegen,
gehören zu den Großen im Gottesreiche, ihnen
hastet nichts Niedriges und Kleines an.

Solch ein Großer war der letzte der Pro-
pheten, der größte aller, die vom Weibe geboren
wurden: St. Johannes der Täufer, der dem Hei-
lande in tiefer Demut die Wege bereitete, der
von sich bekannte, daß er klein werden müsse,
während jener, der Heiland, wachsen müsse, der
nicht nur neidlos, seine Jünger dem Heilande zu-
eilen sah, der sich freute, wenn sie den Weg zum
Kreuz fanden.

Solch eine Große war schon seine heilige
Mutter Elisabeth, die voll Jubel die Größe ihrer
Waise pries, weil sie gewürdigt, Mutter ihres
Herrn zu sein.

Solch Große waren die ersten Christen, die
keinen Haß und keinen Neid kannten, die freudig
alles hingaben, um allen an ihrem Reichtum
teilnehmen zu lassen, die nur ein Streben hatten,
alle teilnehmen zu lassen an ihrem Uebelsluffe,
und teilzunehmen an dem Leid des Nächsten. Er-
staunt bekannten die beiden von ihnen: „Seht,
wie sie einander lieben, während wir einander
hassen, und wie bereit sie sind, einer für den
anderen zu sterben, während wir darauf aus-
gehen, einander zu töten!“

An solch Großen könnte heute wieder die
Welt geknaben, die sich in Haß und Neid zer-
fleischt!



Maria, wir Dich rufen!

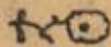
Maria, wir dich rufen,
Hilf Mutter, immerdar,
An deines Thrones Stufen,
Sieh deine Kinderdar;
Wir heben Herz und Hände,
Schnell her auf unsre Not,
Das Weh der Wunden wende
Wend' ab den grimmigen Tod!

Maria, benedeite,
Nimm aus der Liebe Licht,
Das in dem dunklen Streite
Der Völker Jangruhm bricht;
Bei deines Sohnes Schmerzen,
Weim Schwoert, das dich durchbohrt,
Schnell all die tausend Herzen,
Wehr ab den wilden Mord!

Maria, hehre Mutter,
Dich stehen wir zu dir,
Schütz' Gatte, Sohn und Bruder,
Dich Mutter, rufen wir;
Doch Andacht wir uns neigen
In demutsvollem Sinn,
Doch kein: Du! uns zeigen,
O Himmelskönigin!

H.

H. Reuter.



Das Goldauto

Kriegs-Humoreske

von J. Schröghamer-Deimdal, Leutn. d. R.

In der Bräustube brennt das Licht schon trübe.
Nur ein einziger Gast ist noch da, der Peter-
bauer. Er schnarcht und der Bräu, der wegen
des Kunden noch aufbleiben muß, macht auch
ein Nickerl. Wäre auch kein Wunder; die Knechte
sind fort, die Köcher sind weg und die Ernte
braucht Arbeit. Ja, der Krieg!

Auf einmal rattert es im Nebenzimmer. Die
zwei fahren auf.

„S' Telephon!“ sagt der Bräu und eilt hinaus.

„Ein Sieg!“ schreit der Peterbauer. Darauf
habe er noch gewartet. Denn beim Bräu haben
sie ein Telephon und da erfährt man jede Welt-
neuigkeit zuerst und ganz frisch. Darum bleibt
der Peterbauer immer so lange in der Bräustube,
bis das Telephon geläutet hat.

„Wieviel? Fahren, wieviel? Schütz', wieviel?
Gefangene?“ fragt er jetzt, wie der Bräu aus
dem Telephonkasten kommt.

Aber der Bräu ist ganz auseinander. Er
springt von einem Stuhl ins andere, packt da einen
Stuhl, dort einen Maßkrug und rennt den Spud-
napf um, der unbemerkt und anstandslos beim
Herrntisch in der Ecke steht. Dann stellt er sich
brettelbreit vor den Peterbauer hin und will
etwas sagen. Aber er kann nur den Kopf schüt-
teln.

„Bist du narrisch?“ fragt der Peterbauer.

„Auf!“ schreit jetzt der Bräu, „g'schwind!
Lauf und wech' d' Leut' auf! Dös müß' ma'
krieg'n! Dös derf uns nüt ausemma! 's
ganze Dorf muß her!“

Der Peterbauer kennt sich noch nicht aus.
Endlich erfragt er die Neuigkeit vom Bräu:
Von Bassen her haben sie telephonierte, daß ein
französisches Auto mit 20 Millionen Gold unter-
wegs ist nach Rußland. Ueber Tittling und
Schönberg her fährt es über Zwißel ins Böh-
mische. Und das Auto müssen wir fangen!

Jetzt ist der Peterbauer wie von Sinnen.
„Zwanzig Millionen! Zwanzig Millionen!“
schreit er in einem Trumm und springt von
einem Bein auf das andere.

„Bist du narrisch?“ fragt jetzt der Bräu. Aber
da ist der Peterbauer schon bei der Tür draußen.
„Zwanzig Millionen!“ schreit er. „Auf, Leut'!
Nacht's dös Auto! Zwanzig Millionen in Gold!
In Schönberg hab'n s' dös Auterl 'scho' a'fah'n.
Sperret's d' Straß'n ab beim Bräufeller drauß'n!“

Aus Leibeskraften schreit der Peterbauer. T
und dort oben öffnet sich ein Fenster: „Was
gibt's? Wo brennt's?“

Da und dort knarrt schon eine Postkutsche. Ein
schlaftrunkener Bauer, ein halbwachsiges Knecht-
knecht: „Was hab's denn? Is leicht Paris
scho' a'fall'n?“ Und der Peterbauer ist überall.
„A Auterl kommt vo' Bassen her, zwanzig Milli-
onen in Gold, französische Offizier' san 's in
Zivil, auf Rußland wollen s' über Zwißel und
fangen müsse: wir s'!“

Von Postkutsche zu Postkutsche rennt er. Der Hüter,
der gerade Nachtwache hat, muß ins Horn blasen,
damit ja alles aufwacht. Und bei jedem Haus
muß er sagen: „Beim Bräufeller draußen, wo
d' Straß' an' scharfen Bogen macht, mußs'
Durchfahrt mit Wägen g'sperret wer'n. Zwanzig
Millionen in Gold! Die derjen' wir net aus-
lassen. Alles mußs' z'samm'hessen!“

„Was, Wägen!“ schreit jetzt einer, der Lac-
kier, „an' Raibbaum reißt's aus und legt's
über d' Straß!“ — „Und a paar Wischbaan-
müß'n her!“ schreit ein anderer. — „Und Stri-
und Kett'n!“

In drei Minuten ist das ganze Dorf lebendi-
g. Männer und Weiber, Diensthofen und Kin-
der, alles rennt dem Bräufeller zu, wo sie das Gold-
auto fangen wollen.

Der Peterbauer, der einmal Gekreuzter war bei
den Jägern — hübsch lang ist's schon her —
wirkt wie ein Feldherr: „Hüater, du gehst an
den Sandhügel auf als Posten; und wenn du
s' Auto von weitem herkommen hörst, nacha bläs'
d': tatata — tatata — tatata — dreimal! Nach-
wiß'n ma' 's, daß 's Auterl is.“ — „Und du
Peter, du gehst ins Schneiderbergal auf un-
luf von der andern Seit'n; und wenn du
Auterl hörst, nacha schiaßt mit an Terzerol!“

„So, Männer, und von ent nimmt a jeder
Mißgabel und a Dreifach, wenn s' uns ebba an-
greifen taten! Dös mirk's ent, Bardon wir-
net geb'n!“ — „Und d' Weiberleut' müssen z'rud
nur z'rud da, sag' i', ent kann ma' bei s'
an' Huatig'n Handwerk net brauch'n. Geht
nur z'rud, i' haß' für nix!“

„Zwanzig Millionen!“ sagt jetzt der Hüter.
„Ob's wahr is?“ — „Is ja telephonierte wor'n!
sagt einer. Und was telephonierte wird, muß
wahr sein, gerade wie das, was gedruckt wird,
meinen die Leute.“

Im Nu ist die Verkündigung der Straße fer-
tiggestellt. Fünf, sechs Wagen stehen der Breite
nach über die Straße, fest mit Striden und
mit Ketten verbunden. Wichtig haben sie auch
den Raibbaum ausgerissen und zur Stelle ge-
schafft; er liegt auf zwei mächtigen Bierbän-
ke. Seitlich der Straße ist ein Gewirr von Wisch-
bäumen und Wagenfesseln an den Alleebäumen.
Und der Schmied hat die Straße mit Nägeln besät,
damit die Gummireifen flagen sollten. Trum-
phierend blickt der Peterbauer um sich: „S'
jetzt kann mein'wegen das Auto femma, wenn'
mag. Mir san g'richt. Aber an' Durst hab' i'!“

„Und i'!“ sagt ein anderer.

„Und i' erst!“ — „Ja, a Maß kunn' net
schab'n.“

„San ma eh da beim Keller.“ — „Geht' Bräu-
zapf an!“

Und der Bräu ist auch keiner, der nein sag-
en ein Probit herauschaut.

„So“, sagt der Peterbauer, wie angezapft
ist, „jetzt hab'n d' Weiber aa an' Arbeit. G'schwind
und schaut's, daß dös Maßkrug herbringt's. Wie
könn' doch 's Bier net aus die Süat' trinka.“

Ein Maß! ums andere verzapft der Bräu.
Und die Männer reden und raten.

„Zwanzig Millionen!“ sagt der Berger zum
Raffen. „Soviel Geld gibt's ja net.“ — „Dös
wer'n ma' scho' sehn!“ sagt der Bassen. „Sui-
Jetzt bläst der Hüater!“

Wahrhaftig! Jetzt bläst der Hüater: tatata —
dreimal, wie ausgemacht. Und vom Schneider-
bergal her tut's: Bum, bum! Das ist der Peter-
bauer mit seinem Terzerol. Und was diese Zeichen
bedeuten, weiß ein jeder: „s' Auto!“

Die Weiber schreien und laufen auseinander.
Und dem Peterbauer wird auch zweierlei: we-
weiß, wie es ausgeht. Und etwa wäre das Leben
doch besser wie zwanzig Millionen. Aber nein,
einen Feigling machen — pfui Deuze!

„Manner, jetzt gilt's! Daß mir a jeder auf sein Posten bleib! Mit Gott für König und Vaterland!“

„Einer für alle, alle für einen!“ fügt der Feuerwehrrhauptmann hinzu. — „In Treue fest!“ schreit ein Knecht und schwingt eine Mordsdrischel. „Hurra! I' hör's scho' lemna!“

Jetzt ist es mausestills. Alle halten den Atem an, um das Goldauto zu hören. Nichtig, von der Straße her hören sie ein Geräusch; das muß das Goldauto sein. Aber es tut anders wie andere Autos, es scheint sehr langsam zu fahren. Einer äußert diese Ansicht.

„Natürlich fahel's langsam,“ erklärte der Peterbauer. „Glaubt's denn, 20 Millionen in Gold hab'n losa Gewicht? Und i' glaab' a, daß f' d' Räder mit Summen umwickelt hab'n, damit f' flader fahr'n. Schlaun hab'n sie 's anpadt, aber sie wer'n 's schon seh'n, wer noch schlauer is!“

Immer näher hören sie es kommen. „Nur Mut, Manner!“ flüstert der Peterbauer. „Vast auf, morgen sieh'n unsere Namen in der Zeitung.“ Jetzt wird er hochdeutsch: „Das ganze Vaterland wird mit Stolz auf solche Helden blicken, die wo ein feindliches Automobil...“

„Jetzt, jetzt!“ mahnt ein Knecht. Und dann ertönt ein allgemeines „Hurra!“ Unauhaltbar, mit wirklich heldenhaftem Ingrimm stürzen die Bauern aus dem Dunkel des Verhaues auf die Straße, auf das Millionen-Auto.

Eine entsetzte Weiberstimme antwortete dem vielstimmigen rauen Kriegsruf der Männer. Es ist nicht das Millionen-Auto, sondern die Brot-Katze mit ihrem Schubarren, die schon so fetzte

unterwegs ist nach Deggendorf um Anbodelbrot. Angesichts des Irrtums senken sich die drohend erhobenen Drischeln, die Gewehrläufe und die Mistgabeln.

Der Hüater kommt vom Sandhügel her und sieht den Haufen.

„Dab't's es scho', die 20 Millionen?“

„Stillstium!“ schreit der Peterbauer ihn an. „Du derst überhaupt stad sein. Schaut der d' Brot-Katze für a feindliches Millionenauto an.“

„Und ös?“ fragt der Hüater. „Des, hab't's dös arm' Wei' gleich mit Drischeln und Mistgabeln überfall'n!“

Der Peterbauer wird verlegen, einige lachen. Es wird Tag, aber kein Auto kommt.

„Es wird halt anderswo durch sein,“ sagt der Hüater, „ebba über Klingenbrunn...“

Jetzt geht es ans Abhauen der Verschanzungen. Ketten klirren, Sessel werden aufgewickelt, Wagen werden auseinandergehoben und der Reibbaum dreht sich seitwärts. Durch die Gasse schiebt die Brot-Katze stolz und triumphierend ihren Schubarren Deggendorf zu.

„Ja,“ sagt der Hüater hernach, „d' Deggendorf is a rots Haus (Irrenanstalt)...“ Er getraut sich aber nicht, den Satz vollständig auszusprechen, denn der Peterbauer wirft ihm einen giftigen Blick zu.

Und ein Alter meint dazu in seiner erfahrenen und treuerzigen Weise: „Mit dem Goldauto is's jaustant wie mit 'm Glid. Wenn ma' glaubt, ma' hat's scho in der Hand, is 's bloß a alt's Brotwei'. Und dös wirkliche Glid is anersv vorbe!“ — — —

zufahren, der ihn nicht kennt, oder um mindere Ware zu kaufen, so ist es auch hier. Wer daheim keine Tänzerin findet, weil man ihn zu wohl kennt, der kann hier am Markt auslesen, weil alle, die Tänzerinnen, gleich vortrefflich sind. Und wer daheim schon alle Häuser durchlaufen, an allen Fenstern angelockt und überall, auch von den wohlfeilsten, abgewiesen worden ist, der gibt derhalb die Hoffnung noch lange nicht auf, sondern geht auf einen Markt und bindet an.

Dem Klaus lag der Walzertinger Markt schon lange im Kopf, nicht, als ob er gerade in Witwengeschäften mache oder handle — denn dummer Weise hieß jener Markt auch der Wülig-Markt, warum, weiß ich nicht! Er wollte zuerst allein hinauf — drei Stunden Wegs — da sagte ihm aber der Ochsenwirt, er könne mit ihm fahren, was er doch laufen wolle? Dem Klaus war das auch recht, und am andern Tag machte er sich in Ordnung. Unglücklicherweise konnte er sich nicht selber rasiere, da er Gedächtnis im rechten Arm spürte. So ging er zum „Hägel“ hinüber, einem jungen Barbier, der erst aus der Stadt gekommen, und sich hier „probierweise“ niederlassen wollte.

Klaus war noch nicht abgesehen, als er schon merkte, daß hier ein anderer Ton herrsche als daheim bei seiner Schaberei. Die langen schwarzen Haare, die vom Hals her emporstakten wie Borsten über das Halsstück hinüber, mußten, „Haar lassen!“ Der Badenkant wurde unlen gestupst und zum Schmirdbart hinübergezogen. Auch der ganze Haarwuchs mußte einer Revision unterworfen werden, wie auch Klaus räsonieren und sich dagegen wehren wollte. „Ich ließe nicht einmal einen Hund so davonlaufen, geschweige denn einen Mann wie Euch. Wer unter meine Schere oder mein Messer kommt, der gehört mir an und meiner Kunst. Es soll mir keiner sagen, er sei beim Hägel gewesen, und dreinschauen, als ob er einem Pfuscher unter der Hand gewesen.“ So schnitt er ihm hinten die sog. Bauernhaare alle weg, dagegen wuschte er ihm oben ein Toupee stehen zu lassen, daß ein üppiger Haarbüschel auf einen Mann von erst 30 Jahren schliefen ließ. „Ich habe nun das meinte getan; aber nun sollte der Schneider noch über Euch kommen, sonst ist das nur Stückerwerk. Und am End' heißt auch das nichts“, meinte schließlich Herr Hägel, „wenn der Mann sich nicht zu geben weiß. Man kann wohl einen Bauer in Herrenkleider stecken, aber den Bauer seine Sitten angewöhnen, das versteht der beste Barbier selbst in Genf nicht, wo ich zwei Jahre gewest.“ Mit diesen allerdings nicht sehr schmeichelhaften Worten wurde Klaus entlassen, und er konnte just daheim noch Kaffee trinken und seine Kappe nehmen, als der Ochsenwirt vorfuhr.

Klaus meinte, er werde nicht sehr Aufsehen machen, sondern dürfe ungestört auf dem Markt herumlaufen. Nachdem sie beim „fünfrährigen Wagen“, so hieß ihr Wirtshaus, etwas Weniges verzehrt hatten und Klaus nun seinen Triumphzug durch den Markt antreten wollte, hörte er aus einem Stände heraus seinen Namen rufen: und als er sich umsah, war es einer, der um Hülfe handelte. „Du wirst doch nicht mit deiner Belzappe mitten im Sommer auf dem Markt herumstolzieren wollen! Da haß du einen Hut; für heute, bloß am Markt zu tragen, kostet er einen Franken, nimmst du ihn aber für immer, so mach das fünf Franken.“ Er nahm einen Spiegel hervor und Klaus fand, daß der Hut zu seiner neuen und verbesserten Ausgäbe vollkommen passe. „Aber was will ich denn mit der Belzappe anfangen, ich lasse die nicht zurück!“

„O, mit der fängst du heute keine Frau! Spar sie, bis d' wieder geelratet hast, dann ist sie gut genug. Wirf sie da in den Korb hinein, ich will sie dir am Sonntag um eine halbe Maß ins Haus bringen!“

Jetzt zog Klaus aus; aber er wußte selber nicht, wie er dreinschaue in seiner neuen Montur, nur sah er so viel, daß er Aufsehen mache. Viele, so halb und halb Bekannte, kehrten sich um, wenn sie bei ihm vorbei waren, und meinten: „Ist das nicht der Hüllerer-Klaus?“ — „Ich glaube nicht, aber er gleicht ihm, der Klaus ist älter.“ — „Mein, das ist er nicht, ich habe ihn ja erst am Sonntag gesehen.“ — „Und er ist doch, ich wette eine Maß“, hieß es wieder. —

(Fortsetzung folgt.)

Stiefmüeterli

Von Faver Herzog.

Manuskript verboten.

Daum kamen noch schriftliche Angebote. Und auch Kuppeler nahen sich dem arme Klaus. Sie heuchelten Mitleiden mit ihm, „a, wie es scheint, habe er die Ordnung doch nicht recht, er habe gemagert, habe es wohl zu streng, wenn er an beiden Orten sorgen müsse; mit Mägden oder Verwandten haushalten, rentiere nicht gut, und zudem sei man nirgends Meister um sie herum. Die älteste Tochter fliege bald aus, oder wenn sie auch bleibe, so werde sie später doch noch weniger eine Stiefmutter wollen, als gleich jetzt. Dann brachten sie ihm Grüße, wollten vernehmen, wie er gefunt sei, schmähten auf Aunt, denn „es trinke“ und meinten wenn es etwas mit ihm wäre so hätte es nicht vierzig Jahre im ledigen Stande verweilen müssen, und was Babeli anbetriffe, so registere es ihn ja fest schon. Wie es denn ginge, wenn es ihn ganz unter dem Daumen hätte? Letzteres mußte eigentlich Klaus zugeben; aber er wollte sich nicht überpreffieren lassen.

Es war dem Klaus sein Vebtag noch nie so wohl gewesen, auch in den sonst so schönen ledigen Jahren nicht. Alles lachte ihn an, alles legte ihm „die Hand unter d' Fuß“, nichts als: „Klaus, was wollt Ihr und was habt Ihr“. Die Kinder Rösli und Jakob waren einig darin, daß sie lieber sahen, der Vater heirate gar nicht mehr, und daß ihm daher beide statierten und schön taten. — Wenn der Klaus in ein Wirtshaus kam, hörte er sich gern plagen und nahm es nicht übel, wenn man ihn rühmte und wenn überhaupt viel von ihm geredet wurde. Denn es ist nicht bloß für einen Professor oder für eine Dame, oder für einen Sänger, Schauspieler oder Redner angenehm, der Wirt des Tages zu sein, sondern auch für einen Bauer, und gar für einen Witwer.

2. Klaus macht sich geltend.

Da nun Klaus sah, daß er sich des Heiratsens nicht mehr entwinden könne, so schickte er sich eben drein, wollte nun aber auch als ein freier Bauer auftreten. — Natürlich hatte er

beim Tode seiner seligen Frau neue schwarze Kleider zutun müssen; sie standen ihm gar nicht übel. Mit den Leidkleidern und dem Flor um den Hut auf das Freien zu gehen, wußte er wohl, daß sich das nicht schide. Als er nach einem Jahr seine Trauerkleidung nicht mehr trug, fehrte er doch nicht mehr gern zu seinem früheren halbkleinen Anzug, wie er für Bauern seines Schlages gebräuchlich war, zurück. Er trug nun zwar die alten Kleider, warf aber einen Paletot darüber, da es Winter wurde. So ein Paletot war schon etwas verhänglich, weil derlei Kleider damals noch nicht so allgemein waren wie jetzt. Nachdem der Winter abgelaufen war und Klaus nun mit Stadtkleidern einmal angebunden, so war er in Verlegenheit, was er jetzt machen wolle, damit der Abstand zwischen Herr und Bauer nicht gar zu sehr hervortrete. Und so ließ er sich jetzt einen Taschirod machen. Diese Taschirode waren zwar für einen Mann wie Klaus noch ganz und gar kein Putz, aber doch schien er geniert. Denn jedem Narren wollte er es doch nicht an die Nase schreiben, daß er selber ein Narr geworden.

Man hat in neuerer Zeit Ausstellungen von Industrie- und Kunstartikeln veranstaltet, um zu zeigen, was ein Land habe, was es könne und vermöge, um seine Erzeugnisse bekannt zu machen und sie an den Mann zu bringen. Solche Ausstellungen von Menschen, von Mädchen und Buben, von Witwen und Witvern, sind in den Städten Theater und Välle, Spazierpläze und sehr oft sogar Kirchen, leiber Gottes, auf dem Lande aber sind es Märkte. Wenn einer eine Kuh in der Nähe nirgends anbringen kann, weil sie gar zu gut bekannt ist, oder weil der Bauer, sein Stoll, sein Futter, sein Ordnungssinn nicht verübel sind, so geht er mit ihr auf einen Markt und zwar je weiter, desto besser. So — nix jämazelt! — geht mancher Vater mit seiner Tochter auf einen Markt, ganz besonders, wo etwa getanzl wird, um zu schauen, ob kein Abnehmer da sei. Und wie wenn ein Bäuerlein, das in der Nähe keinen Handel abzuschließen vermag, mit gehörnten Artikeln, weil er nicht gut zahlt, auf einen entfernten Markt geht, um einen an-